

# Aus dem Leben des Artillerieoffiziers und Heldenrenors Anton Schott

von Wolfgang Bollacher

Auf dem »Alten Friedhof« in Ludwigsburg befindet sich ein auffälliges Grabmal. Ein 2,4 Meter hoher Granitblock trägt das Bronzerelief eines gut aussehenden bärtigen Mannes. Darunter steht, kaum mehr zu lesen: »Anton Schott. 25. Juni 1846 – 13. Januar 1913. Dem Meister des Gesanges, dem edlen Menschen errichtet von dankbaren Freunden.« Wer war dieser Anton Schott?

Anton Albert Schott – königlich württembergischer Artilleriehauptmann und Heldenrenor – ist am 24. oder 25. Juni 1846 auf der Domäne Staufenneck bei Salach im damaligen Oberamt Göppingen geboren. Er starb am 6. Januar 1913 in Stuttgart und wurde dort eingäschert. Bei der Trauerfeier spielte die Kapelle des Infanterieregiments 121 den Walchschen Trauermarsch und die Kapelle des Feldartillerieregiments Nr. 29 den Schottischen Bardenchor »Stumm schläft der Sänger«. Die Trauerrede hielt Georg Feldweg, damals evangelischer Pfarrer in Jesingen, später in Großbottwar. Seine Majestät der König hat den Hinterbliebenen des verstorbenen Kammersängers und Hauptmanns der Landwehr a. D. Anton Schott »Allerhöchst seine Teilnahme« aussprechen lassen.<sup>1</sup>

Anton Schotts Ehefrau Laura geb. von Schroeder starb zwei Tage nach ihm, am 8. Januar 1913, auf Schloss Abenberg südlich Nürnberg. Ihr Leichnam wurde nach Ludwigsburg übergeführt und zusammen mit der Asche ihres Gatten am 13. Januar 1913 auf dem »Alten Friedhof« beigesetzt. Wieder spielte die Kapelle des Infanterieregiments 121 und wieder hielt die Trauerrede Pfarrer Feldweg. Er war mit der Schwester von Antons Frau verheiratet, mit Ida geb. von Schroeder. Ihre Aufzeichnungen sind eine wichtige Quelle für das Leben des Artillerieoffiziers und Heldenrenors.<sup>2</sup>

Die Schotts waren eine angesehene protestantische Familie in Württemberg, die Jahrhunderte lang Juristen, Theologen und Offiziere hervorgebracht hatte, häufig mit einem Tropfen demokratischen Öls gesalbt. So war der Großvater Anton Schotts der berühmte Demokrat und Obertribunalprokurator Dr. Christian Friedrich Albert Schott (1782–1861), Abgeordneter von Böblingen 1848. Arm in Arm mit seinem Schwiegersohn, dem »Märzminister« Friedrich Römer aus Stuttgart, und mit seinem Freund Ludwig Uhland hatte er 1848 die Nationalversammlung in Frankfurt verlassen, um zusammen mit anderen das »Rumpfparlament« in Stuttgart zu bilden, das dann 1849 vom Militär auseinandergetrieben wurde.<sup>3</sup>

Anton Schotts Vater, Eduard Saladin – der türkische Name Saladin heißt »Heil des Glaubens« –, 1812 geboren, wollte Offizier werden, besuchte die Kriegsschule in Ludwigsburg, musste diese aber wegen einer jugendlichen Verfehlung verlassen. Er wurde Landwirt, Bürger zu Schwieberdingen und Gutsbesitzer auf dem Hardthof und übernahm etwas später als Pächter die über 200 ha große Domäne Staufenneck.<sup>4</sup> Burg Staufenneck befand sich seit 1665 im Besitz der Freiherren von Degenfeld mit Stammsitz in Eybach bei Geislingen. 1838 heiratete Eduard Saladin die 1816 in Waldmichelbach geborene katholische Maria Antonia Weyland, Tochter des späteren Landrichters am neu errichteten Landgericht Wimpfen Franz Joseph Weyland und der Theresia geb. Bögner.

Die Verlobten Schott und Weyland wählten den Weg der doppelten Trauung. Die Ehe wurde zuerst in Waldmichelbach katholisch und dann in der Hospitalkirche in Stuttgart evangelisch eingeseget. Eduard Saladin stimmte der Erziehung der Kinder im katholischen Glauben zu, die von Maria Antonia gewissenhaft übernommen wurde. Während der Vater Eduard Saladin, der schwerhörig war, als Melancholiker



*Grabmal Anton Schotts auf dem »Alten Friedhof« in Ludwigsburg.*

geschildert wird, der in seinem Berufe zwar tüchtig war, dessen ganzes Herz aber am Militär hing, war die Mutter Maria Antonia das Gegenstück zu ihm. Sie war gefällig, mitteilksam, anregend, dabei unabhängig von der Meinung und dem Urteil der Menschen. Als strenge Katholikin besuchte sie täglich ungeachtet der Witterung die Frühmesse um 6 Uhr in der Simultankirche St. Margaretha in Salach und regelmäßig auch die zwei Stunden Fußweg entfernte gelegene Wallfahrtskirche auf dem Rechberg. Erst in vorgerückten Jahren, als ihr die täglichen Kirchgänge zu beschwerlich wurden, richtete sie sich eine kleine Kapelle auf Staufeneck ein.

Die Konfessionsverschiedenheit der Eltern brachte Spannungen mit sich. Freitags, wenn die katholische Familie um keinen Preis Fleisch gegessen hätte, verzichtete der protestantische Vater demonstrativ nicht auf Fleisch, obwohl er sonst sehr genügsam war, aß es aber getrennt von der Familie allein in seinem Zimmer.

Dem Ehepaar Schott-Weyland wurden zwischen 1838 und 1859 sieben Kinder geboren, alles begabte Menschen, aber auch zur Exzentriz neigend, unstet, die Berufe wechselnd und eigenwillig.

Der älteste Sohn Arthur Eduard, geboren 1838, war ein Sonderling. Er studierte nacheinander Forstwissenschaft und Philologie, ging einige Zeit, weil eine Seereise seinem Augenleiden helfen sollte, nach Amerika, kehrte von Heimweh geplagt zurück, war dann als Lehrer angestellt, musste aber entlassen werden, da er sich durch sein ungepflegtes Äußeres und wohl auch durch seine Lebensgewohnheiten unmöglich machte. Ida von Schroeder schreibt von ihm, der öfters heftige Zornanfälle bekommen, aber auch wunderschöne Märchen erzählen konnte: »Er besuchte uns auch in Ludwigsburg und machte einen ganz merkwürdigen Eindruck schon dadurch, dass er seine Füße auf einen Stuhl legte, was meine Mama als eine sehr schlechte Manier tadelte.« Diese Manier hatte er sich wohl in Amerika zugelegt. Nachdem er einige Zeit Redakteur beim katholischen Volksblatt gewesen war, fristete er ein ärmliches Leben als Privatgelehrter und schrieb Bücher religiösen Inhalts, so über Lourdes und den Gründerabt von Beuron, Maurus Wolter (1825–1890).

Der zweite Sohn Jakob Karl Albert, geboren 1840, wurde Offizier und später ein bekannter Landschafts- und Schlachtenmaler. Er malte vor allem Bilder aus dem Krieg von 1870/71, wovon sich einige in der »Winterschen Sammlung« im Städtischen Museum Ludwigsburg befinden, hatte also, gleich seinem Vater, ein Faible fürs Militärische.

Friedrich August, geboren 1843, der dritte Sohn, studierte katholische Theologie in Tübingen und München und trat – weil er »ganz gut ins Kloster passte, in die Welt fast gar nicht« – ins Benediktinerkloster Beuron ein, wo er 1870 als Pater Anselm die Ordensgelübde ablegte. 1896 starb Pater Anselm in Maria Laach in der Eifel. Er hat das römische Messbuch, das Missale Romanum, das bei jedem katholischen Messgottesdienst offizielles liturgisches Buch ist, in die deutsche Sprache übersetzt und kommentiert. Der »Schott«, der Name ist gesetzlich geschützt, erlebte in wenigen Jahrzehnten eine Auflage von mehr als zehn Millionen Exemplaren und wird noch heute, wenn auch in angepasster Form, verwandt.<sup>5</sup> Ida von Schroeder beschreibt Pater Anselm als schönen asketischen Menschen, dem sie aber auch ein gutes Maß an Fanatismus zutraut.

Dem vierten Sohn Anton Albert, von dem die Rede sein wird, folgten noch drei Töchter. Als erste 1854 Marie Antonie, die den evangelischen Geheimen Hofkammerrat Wilhelm Hülsebeck heiratete und 1939 starb. Sie war heißblütig. Als es 1871 auf dem braven Staufeneck einmal zu einer Art Rebellion unter den Domänenarbeitern kam, für die damalige Zeit ein unglaublicher Vorgang, und der Vater Eduard Saladin Ruhe stiften wollte, wurde er von den erregten Leuten zu Boden geworfen und ihm die Uhrkette zerrissen. Die etwa 17-jährige Marie Antonie schrie: »Eine Pistole her, dass ich hineinschießen kann!«, eine Äußerung, welche die Annahme erlaubt, dass Sanftmut nicht ihre stärkste Tugend war.

Anna Sabine, geboren 1856, machte das katholische Lehrerinnenexamen und heiratete dann Maximilian Fraundorfer aus Augsburg, einen Witwer mit vier Kindern. Fraundorfer war 20 Jahre lang Kaufmann in Südafrika gewesen. Obwohl aus der Ehe

noch sieben Kinder hervorgingen, darunter Paul Fraundorfer, Direktor des Bayerischen Staatsarchivs in Würzburg, war die Ehe schlecht, denn Fraundorfer war ein jähzorniger Mann.

Die jüngste Tochter, Antonie Margaretha, geboren 1859, heiratete den lungenleidenden Arzt Anton Fraundorfer, einen Sohn Maximilian Fraundorfers aus erster Ehe, der viel jünger war als sie. Sie starb 1910, nachdem ihr ein Bein abgenommen worden war, vermutlich an Tuberkulose.

In dieser Familie, mit Persönlichkeiten unterschiedlichster Prägung und Neigung, wuchs als vierter Sohn also Anton Albert auf, ein Mann, der – so Ida von Schroeder – »auf der einen Seite einen rastlosen Tätigkeitstrieb hatte, der seiner Umgebung alle Gemütlichkeit nehmen konnte, auf der anderen Seite Schlaffheit und Faulheit, die ihn beste Gelegenheiten verpassen ließ«. Pfarrer Feldweg sagte in seiner Trauerrede sehr fein, die dem Künstler unentbehrliche Gabe der Einbildungskraft habe ihn manchmal verleitet, die Dinge anders zu sehen, als sie waren. Er rühmte aber auch die Liebenswürdigkeit Anton Schotts und seine Dankbarkeit für jedes Zeichen der Liebe und jede ihm erwiesene Freundlichkeit.<sup>6</sup> Ein Mann der Widersprüche also.

Anton Schott besuchte das Gymnasium in Darmstadt, wohin er über Verwandte seiner hessischen Mutter gelangt sein dürfte, dann die Oberrealschule in Stuttgart. Am 22. September 1862 trat er als Zögling in die 1820 von König Wilhelm I. nach Plänen seines Generalquartiermeisters Ferdinand von Varnbüler (1774–1830) gegründete Offiziersbildungsanstalt im Sternfelschen Haus Mömpelgardstraße 24 in Ludwigsburg ein, später Kriegsschule und ab 1867 Kadettenschule genannt, deren Schüler ihrer gelben Krägen wegen »Kanarienvögel« geheißen wurden.

Die Kriegsschule, an deren oberster Spitze der Chef des württembergischen Generalstabs stand, wurde von einem Hauptmann und drei Inspektionsoffizieren im Leutnants- oder Oberleutnantsrang geleitet. Schulzeit und Lehrplan waren auf vier Jahre in vier aufsteigenden Klassen angelegt. In der letzten Klasse durften die Kriegsschüler die silbernen Feldwebellitzen am Rockkragen tragen. Die Schulzeit endete mit einer Schlussprüfung. Unterrichtet wurden neben den allgemeinen Fächern vor allem die militärischen wie Taktik, Kriegsgeschichte, Waffen-, Befesti-



*Anton Schott als Leutnant.*

gungs- und Terrainlehre und Kriegsdienstordnung. Gewicht wurde auch gelegt auf das Krokieren – einfaches Zeichnen des Geländes – und auf das Zeichnen nach der Natur. Übungsgänge und Geländespiele in der Umgebung, Schießübungen, auch solche mit der Feldartillerie auf dem Schießplatz bei Schwäbisch Gmünd, Reiten, Fechten mit Rapier und Florett, Schwimmen und Tanzen vervollkommneten den Lehrplan.

Am 18. Dezember 1865 wurde Schott Fähnrich und im Juni 1866 als Leutnant bei der Divisionsartillerie aus der Kriegsschule entlassen. Von seinen Vorgesetzten wurde Schott militärisch so beurteilt: »Eignet sich zu jedem Dienste, insbesondere zu Verschiebungen oder Bürogeschäften. Hat ausgezeichnetes Gedächtnis und guten taktischen Blick. Eignet sich zur Beförderung.«

Schott nahm sofort an dem Feldzug von 1866 auf Seiten Österreichs und der Mittelmächte gegen Preußen, dem letzten deutschen Bruderkrieg, und an den Gefechten von Aschaffenburg, Tauberbischofsheim und Kist teil.<sup>7</sup> Die württembergische 1. Felddivision bildete zusammen mit den badischen und hessischen Truppen das 8. Bundesarmeekorps, das unter dem Kommando des Prinzen Alexander von Hessen stand. Dieses war nach Ausrüstung, Bewaffnung, Ausbildung, Manneszucht und kriegerischem Geist den Preußen nicht annähernd ebenbürtig. Die Uniformen waren nicht einheitlich, was trotz der am linken Oberarm getragenen handbreiten schwarz-gelb-roten Feldbinde zu Verwechslungen führte. So wurden die badischen Truppen einmal von den württembergischen beschossen, weil sie Helme trugen, die den preußischen glichen. Die Kaliber der Geschütze stimmten nicht überein. Das preußische Zündnadelgewehr war dem badisch-württembergisch-hessischen Vorderladergewehr überlegen. Bis der süddeutsche Soldat einen Schuss abgegeben hatte, hatte der preußische bereits vier bis fünf Schüsse abgefeuert.

Auch erwies es sich als wenig vorteilhaft, dass das württembergische Angriffssignal mit dem badischen Rückzugssignal nahezu identisch war.<sup>8</sup> Nach dem Kriege, in dem die durchaus tapfer kämpfende württembergische Felddivision 657 Mann an Toten und Verwundeten verloren hatte, vermerkte der spätere württembergische Kriegsminister und General der Infanterie Albert von Suckow: »Mit souveräner Unwissenheit ist von einer unfähigen Führung an dem Blut unserer Soldaten furchtbar gefrevelt worden.«

Schott war innerhalb der württembergischen Felddivision der Reserveartillerie im III. Bataillon und hier der 4. schweren Batterie zu Fuß zugewiesen. Die Batterie hatte acht glatte 12-Pfünder als Geschütze, vier bis fünf Offiziere, 20 Unteroffiziere, fünf Trompeter, 205 Kanoniere, 178 Pferde und eine Vielzahl Munitionswagen. Sie hatte die Garnison Ludwigsburg am 29. Juni verlassen und war über Bönningheim, Sinsheim und Heidelberg nach Darmstadt marschiert, von wo sie mit der Bahn nach Frankfurt gelangte und in Bockenheim Quartier nahm. Am 14. Juli wurde sie alarmiert und nach Aschaffenburg in Marsch gesetzt. Infolge des raschen Vordringens der preußischen Mainarmee kam es noch am selben Tag zu Feindberührung und zu dem für die Preußen siegreichen Gefecht bei Aschaffenburg. Dabei geriet Schott mit seinem Feuerwerker mitten in die preußischen Husaren. Während Schott dank seines schnellen Pferdes entkommen konnte, geriet der Feuerwerker in die Hände des Feindes. Wie Schott schreibt, wurde er ihm »abgeknöpft«.

29 Jahre später sah er ihn durch einen merkwürdigen Zufall wieder. In einer kleinen nordamerikanischen Siedlung zwischen dem Lake Superior und Mexiko, also wahrhaft im »Wilden Westen«, hatte der Expresszug, in dem Schott reiste, wegen eines

Lokomotivschadens einen unfreiwilligen Aufenthalt. Schott schlenderte durch die Gassen und traf – angezogen von den ausgelegten Würsten – einen Metzger, der, wie sich rasch herausstellte, aus Gingen/Fils stammte und die Schotts auf Staufeneck kannte, und der Schott nach kurzer Unterhaltung über die Straße in eine Brauereiwirtschaft führte, deren Wirt kein anderer war als eben jener Feuerwerker und Waffengefährte von einst. Dieser war nach seiner Entlassung aus der Gefangenschaft in die Vereinigten Staaten ausgewandert.<sup>9</sup>

Nach den für die Mittelmächte ebenfalls verlorenen Gefechten bei Tauberbischofsheim und Kist kam es am 1. August zum Waffenstillstand zwischen Preußen und Württemberg. Schott kehrte mit seiner Einheit in sogenannte Cantonnements (Rückzugsquartiere) im Remstal und dann in die Garnison Ludwigsburg zurück und war nun in die Reorganisation und Neubewaffnung der württembergischen Truppen eingebunden. Wie alle Offiziere, Mannschaften und Militärbeamten der württembergischen Felddivision erhielt er in Anerkennung seiner Leistungen von König Karl die Kriegsgedenkmünze 1866 am schwarz-roten Band verliehen.

1869 wurde Schott auf eigenes Ansuchen in die Landwehr, also in die Reserve, übernommen und bei dieser kurz danach zum Seconde- und im Juli 1870 zum Premierleutnant befördert und gleichzeitig zum deutsch-französischen Krieg eingezogen. Nach dem Krieg kam er wieder zur Landwehr und wurde dort zum Hauptmann der 13. Artilleriebrigade ernannt. 1887 erhielt er seinen Abschied »mit seiner bisherigen Uniform«, hatte sich aber noch für viele Mobilmachungsperioden bereitzuhalten, so dass er sich im März 1897 aus San Francisco, wo er sich als Sänger und Gesangslehrer aufhielt, an das Landwehr-Bezirkskommando in Stuttgart wandte und ergeben bat, »bei etwaiger Mobilisierung in einer Branche verwandt zu werden, wo



*Das Gefecht bei Tauberbischofsheim am 24. Juli 1866, Gemälde von Karl Offterdinger.*

es weniger auf Reglement und Fachkenntnisse ankommt. Die lange Entfernung vom praktischen und theoretischen Dienste lässt es wünschenswerth erscheinen, mich bei Remontierungsgeschäften oder zu Etappenkommando oder noch zur Führung einer Munitionscolonne zu verwenden. [...] Die große Entfernung Californiens von der Heimat müsste auch noch in Mitberechnung gezogen werden.«<sup>10</sup>

1867 kam der 21-jährige Leutnant in die Familie des damaligen Oberstleutnants Otto von Schroeder, die in Ludwigsburg zunächst im Hause Eberhardstraße 11 mit Blick in die Bärengasse wohnte, dann in der Kanzleikaserne. Grund für die Besuche mag anfänglich die Musik gewesen sein. Der schöne, stimmbegabte Artillerieoffizier



*Oberst Otto von Schroeder,  
der Schwiegervater Anton Schotts.*

sang und die kaum 17-jährige Laura von Schroeder begleitete ihn auf dem Klavier. Dabei ist es nicht geblieben und es kam, wie es kommen musste. Die beiden jungen Leute verlobten sich im Stillen. Die Verlobung war mit Schwierigkeiten verbunden. Anton hatte sich nämlich entschlossen, ein Jahr vom Militär bei der Reserve Urlaub zu machen, um seine Stimme ausbilden zu lassen und eventuell Sänger zu werden. Ein Schwiigersohn, der Opernsänger und Komödiant werden wollte, war nicht nach dem Geschmack der Offiziersfamilie von Schroeder. Auch war klar, dass eine langjährige Verlobungszeit bevorstand, was mit Gerede in dem kleinen Ludwigsburg verbunden sein würde. Darum schickte man Laura kurzerhand zu einer Tante nach Orléans in Frankreich in der Hoffnung, die Empfindungen der beiden jungen Leute füreinander kühlten ab, was sich aber als Irrtum erweisen sollte.

Anton, der von sich schreibt, dass er damals schon fast den ganzen Shakespeare auswendig gekannt habe, und der mit Vorliebe auch malte, nahm derweilen Gesangsstunden. Seine Lehrerin war keine Geringere als die geschiedene Frau des großen Theologen David Friedrich Strauß, die berühmte Agnese Schebest (1813–1869), die als Sängerin in ganz Europa begeistert hatte. Bei ihr also studierte er, auf ihre italienische Gesangsschule schwor er. Was er hatte, hatte er von ihr. Sie hat ihn »gemacht« und zeitlebens blieb er ihr dankbar und erzählte von ihr. Auch in seinem Buch »Hie Welf! Hie Waibling!« – einer gesangspädagogischen Abhandlung – verneigt er sich vor seiner Lehrmeisterin<sup>11</sup>, die ihn in ihrer bescheidenen Wohnung im zweiten Stock des Hauses Kriegsbergstraße 30 in Stuttgart unterrichtete.

Schott schreibt: »Über dem Klavier in dem Dachstübchen meiner guten Lehrerin hing das kleine Bildnis eines alten Mannes. Sein dürres, durchfurchtes Antlitz wäre geradezu hässlich gewesen, hätten nicht ein paar kluge Augen voll Seelengüte die Gesichtszüge verschönert. Das Bild trug sich tief in mein Gedächtnis ein, da ich es bei

meinem stundenlangen Skalensingen immer ansehen musste. Von Zeit zu Zeit [...] richtete meine Lehrerin den Blick auf die kleine Lithografie, und ich konnte beobachten, dass dann jedes Mal ihr Auge feucht wurde.« Der alte Mann war Johannes Aloys Miksch (1765–1845), der berühmte Gesangslehrer, der Agnese als 12-jährige Waise bei sich aufgenommen hatte. Er war eine Art Adoptivvater und Vormund und bildete sie in der Gesangkunst aus, so dass sie bald alles um sich her in den Schatten stellte und der aufsteigende Stern am europäischen Gesangshimmel wurde. Miksch hat übrigens Carl Maria von Weber stark beeinflusst, der sich bei ihm allen Rat holte. Jener änderte einfach ab, was ihm nicht gefiel oder sonst nicht passte. Weber – so berichtete Agnese Schebest ihrem Schüler Anton Schott – sei über Miksch, der »keine Glacéhandschuhe trug und sackgroß war, oft in Verzweiflung geraten«. Schott schreibt weiter: »Was nun einstens Johannes Miksch für Agnese Schebest gewesen war, genau das wurde Frau Dr. Strauß für mich, ja eigentlich in viel höherem Grade, weil der Erstere im Hintergrunde saß. Johannes Miksch ist für mich der Großvater der neu geborenen deutschen Sangeskunst, Agnese Schebest eine Hohepriesterin, welche die heilige Flamme vor dem Erlöschen bewahrt hat. Und ich bin der Griffel, der dies aufnotiert.«



*Agnese Strauß geb. Schebest,  
Anton Schotts Gesangslehrerin.*

Der drohende Kriegsausbruch 1870 führte Anton Schott und Laura von Schroeder, die Orléans fluchtartig verlassen hatte, wieder in Ludwigsburg zusammen. Anton – zur Artillerie aktiviert – blieb den Krieg über als Offizier in der Stadt und hatte das Bewachungskommando in der Kanzleikaserne, in der die Familie von Schroeder lebte, deren täglicher Gast er war. Oberstleutnant von Schroeder stand im Felde und wurde am 25. Oktober bei Nogent-sur-Seine von drei Kugeln getroffen und schwer verwundet, sein Pferd unter ihm von fünf Schüssen niedergestreckt. Erst nach sechs Wochen konnte er in die Heimat transportiert werden. Er hat sich von seiner schweren Verwundung nie mehr erholt und ist am 20. März 1876 53-jährig in Ludwigsburg gestorben.<sup>12</sup>

Nach dem Krieg und noch im Jahre 1871 hatte Anton Schott dann – wie bereits erwähnt – wieder seinen Abschied vom aktiven Militärdienst genommen, um sich ganz dem Gesang zu widmen. Im Juni wurde die Verlobung von Anton und Laura veröffentlicht. Anton hatte übrigens während der Abwesenheit Lauras eine Liebschaft



mit einem katholischen Mädchen gehabt, die eine schöne Singstimme besaß, und die er sogar seinen Eltern in Stauffeneck vorgestellt hatte. Es kann sein, dass diese Treulosigkeit Antons, die Laura von ihrem Onkel Ernst von Schroeder nach Frankreich gemeldet worden war, über die sie aber nie sprach, die Beziehung der Braut- und späteren Eheleute schon beschädigt hatte, ehe sie richtig begann.

Im Mai 1870 hatte Anton Schott in der Frankfurter Oper als Max im »Freischütz« debütiert.<sup>13</sup> 1871 bekam er ein Engagement an der Münchner Hofoper. 1872 wurde er auf die Stelle eines lyrischen Tenors an die Berliner Hofoper berufen. So konnte nun geheiratet werden. Die katholischen Verwandten waren über die Verbindung nicht glücklich. Der Bruder Arthur Eduard, der Sonderling, hatte Anton noch in der Nacht vor der Hochzeit in strengster Weise ins Gewissen geredet, ohne freilich etwas ausrichten zu können. Die Trauung wurde 1873 in Ludwigsburg zuerst in der katholischen Schlosskirche und dann in der evangelischen Garnisonskirche auf dem Marktplatz – heute katholische Kirche – gefeiert.

Unmittelbar nach der Hochzeit wartete eine erste Reihe von Überraschungen auf die junge Frau. Obwohl die Stelle Antons an der Berliner Oper gut dotiert, dieser also nicht unbemittelt war, musste er die Reise seiner Frau nach Berlin bereits in



*Laura Schott geb. von Schroeder,  
die Gattin Anton Schotts.*



*Anton Schott in Schwerin,  
um 1875.*

Frankfurt unterbrechen und bei einer alten Baronin das Geld für die Weiterreise nach Berlin borgen. Seine dortige Wohnung fand Laura dann aber auf das teuerste ausgestattet. Ein Diener und ein Dienstmädchen standen zur Verfügung, Anton betrieb in

der Wohnung auch eine Hundezucht. Die Hunde wurden nachts auf den Balkon gesperrt, wo sie so sehr heulten, dass die Nachbarschaft rebellierte. In der Wohnung stand ferner – ob passend oder nicht – der schlecht ausgestopfte Tyras, ein ehemaliger Jagdhund Antons.

Von diesem Tyras hatte Anton in der Verlobungszeit an seine Braut in Ludwigsburg geschrieben, er sei statt seiner, des Sängers, von Wilderern auf der Jagd erschossen worden, habe ihm also das Leben gerettet. Über den Tod des Tieres sei er sehr betrübt. Die ergreifende Geschichte machte die Runde in Ludwigsburg. Man freute sich mit Anton über seine Rettung und bedauerte den Verlust des treuen Hundes, wunderte sich freilich darüber, dass die Wilderer sich so nahe an Berlin herantrauten. Als Laura Anton ansprach, wie er denn das tote Tier habe bergen und zum Präparator bringen können, wo doch die Wilderer im Hintergrund gelauert hätten, um ihn zu treffen, lachte er. Was er nach Ludwigsburg geschrieben habe, sei Schwindel; er selbst sei es gewesen, der Tyras auf der Jagd versehentlich erschossen habe. Er habe alles nur eronnen, um die Wahrheit nicht berichten zu müssen.

Laura musste auch verstehen lernen, dass Anton von Frauen umschwärmt wurde, die den Maestro bemitleideten, weil er sich durch seine Heirat eine Fessel angelegt habe, umso mehr, als die von ihm erwählte Frau noch nicht einmal vermögend sei. Wie oft Anton dem Locken seiner Verehrerinnen nachgab, ist nicht überliefert, dass er aber nachgab, darf als sicher gelten. Ganz sicher ist auf jeden Fall, dass das junge Paar über seine Verhältnisse lebte. Die Ludwigsburger Offiziere, die nach Berlin abkommandiert waren, erzählten, wieder zurückgekehrt, Wunderdinge vom Leben der Schotts und ihrer fürstlichen Einrichtung, die freilich alles andere als bezahlt war.

1875 kam Anton Schott als Heldenenor nach Schwerin und wurde Großherzoglich-Mecklenburgischer Kammersänger.<sup>14</sup> Das Großherzogliche Theater wurde als eine kleine, aber sehr edle Kunststätte gerühmt. Der Vertrag mit dem Hoftheater vom 16. April 1875 gewährte ihm ein überaus stattliches Einkommen. Außer einer fixen Jahresgage von 7500 Mark, in monatlich postnumerando zu zahlenden Raten von 625 Mark, erhielt er für jeden Abend, an dem er beschäftigt war, ein Spielhonorar von 60 Mark, das ihm jährlich 50-mal garantiert wurde, also nochmals mindestens 3000 Mark im Jahr. Unterm Strich ergab dies ein Jahreseinkommen von 10 500 Mark, die Einnahmen aus Konzerten nicht mitgerechnet. Neben seiner Tätigkeit an der Oper pflegte Anton Schott auf dem Schweriner See zu segeln. Natürlich hatte er sich sofort ein eigenes Boot zugelegt. Ferner lernte er in der Hofdame von Stenglin eine Frau kennen, die seine Ehefrau Laura zu Recht in Unruhe versetzte.

Am 18. Mai 1876 gastierte Anton Schott in der Titelrolle von Wagners »Tannhäuser« in Hannover. Wohl deshalb erhielt er 1877 einen Ruf an die Königliche Hofoper nach Hannover, dem er folgte. Er wurde dort, wenn auch nicht in direkter Folge, Nachfolger des berühmten Tenors Albert Niemann. Es begann eine Glanzzeit seines Lebens. Er mietete zunächst in der Wiesenstraße 18 ein ganzes Haus. Schon nach eineinhalb Jahren zog er in das Haus Maschstraße 5 um, das er für 100 000 Mark kaufte, worauf er aber nur 18 000 Mark anzahlte. Um von dem Mietvertrag über das bisherige Haus loszukommen, musste ein Grund gefunden werden. Also erklärte Anton Schott, das Haus sei feucht. Der Vermieter klagte, aber Anton obsiegte, denn er gewann eine alte Kinderfrau als Zeugin, die versicherte, dass man in einen der unteren Räume bisweilen die beiden Anton Schott gehörenden Störche getrieben habe, um die dort herumhüpfenden Frösche zu verspeisen.

Das neue Haus, das einen prächtigen Garten besaß, wurde aufs schönste hergerichtet: Wände wurden herausgenommen, feinste Tapeten eingebracht, das Treppenhause im pompejanischen Stil ausgemalt, im Garten ein Hühnerpark angelegt, auch Störche, Pfauen und anderes Getier eingesetzt. Laura plante sogar den Bau eines Turmes. Das Haus wurde Jahre später für 90 000 Mark – also mit großem Verlust – wieder verkauft, was die kaufmännischen Fähigkeiten des Offiziers und Künstlers einmal mehr als bescheiden offenbart.

Man verkehrte mit den Offizieren der Offiziersreitschule, in der immer auch einige württembergische Offiziere waren, mit Prinz Bernhard von Weimar, mit dem Intendanten Bronsart von Schellendorf, mit dem Bassisten von Reichenberg und mit dem



*Kapellmeister Hans von Bülow, um 1880.*

Hofkapellmeister Hans Guido Freiherr von Bülow. Ein Höhepunkt jener Jahre waren die Kaisertage von Hannover (1879 oder 1880). Kaiser Wilhelm I. besuchte mit großem Gefolge die festlich geschmückte Stadt. Anton Schott sang abends den »Lohengrin«. Zu seinem Ärger wurde aber der zweite Akt ausgelassen, weil der Kaiser ein Ballett zu sehen wünschte. Ballett und mehr noch Balletteusen waren eine Schwäche des alten Herrn, die ihm manchen Tadel eintrug.

Dem Kapellmeister Hans von Bülow, der mit Cosima Liszt, der Tochter Franz Liszts aus dessen Verbindung mit Gräfin Marie d'Agoult verheiratet war, und die ihn Richard Wagners wegen verlassen hatte, hatte Anton Schott viel zu verdanken. Ohne Bülow hätten sich Anton Schott nicht die Türen zu den Konzertsälen Londons geöffnet. Es ist deshalb bedauerlich, dass gerade Schott es war, der den Weggang von Bülows aus Hannover verursacht hat.

Bülow war Schott durchaus gewogen, nur hielt er den stimmbegabten, kräftigen und fülligen Tenor nicht für übermäßig musikalisch und versuchte deshalb, ihn zu verbessern. Hierfür hatte der eitle und von sich überzeugte Anton Schott aber nun gar kein Verständnis und begegnete Bülow mit hochfahrender, den Artillerieoffizier herauskehrender Art. Dies wiederum ertrug der begabte, sensible und nervöse Dirigent nicht, der an seiner Wohnungstür eine Tafel mit der Aufschrift angebracht hatte: »Hans von Bülow. Kapellmeister. Vormittags nicht zuhause. Nachmittags nicht zu sprechen.« So mehrten sich die Spannungen. Als Bülow die Musik des von ihm geschätzten Hector Berlioz zu »Benvenuto Cellini« einstudierte, äußerte sich Anton Schott in einer Pause abfällig über diese Musik, und zwar so laut, dass Bülow es hören musste. Bülow erwiderte nach kurzem Zögern ruhig und jedes Wort betonend: »Ja, und von Artillerie verstehe ich nichts!« Das saß. Kapellmeister von Bülow fürchtete

schon, wie er scherzend sagte, eine Forderung »auf gezogene Kanonen«. Ein anderes Mal sagte Bülow über den »Militärtenor«, wie er Anton Schott seiner »Trompetentöne« wegen stichelnd nannte: »Wenn Schott zu tief singt, dann destoniert er, wenn er zu hoch singt, dann distoniert er, und wenn er ausnahmsweise den richtigen Ton findet, dann detoniert er.«

Bei einer Rienzi-Probe kam es zu einem ersten Gewitter. Bekanntlich erscheint Rienzi im dritten Akt hoch zu Ross. Schott ließ seine Reitkunst glänzen, versäumte aber manches im Gesang, so dass ihm Bülow ärgerlich zurief: »Herr Schott, halten Sie mich für den Zirkusdirektor Carré?« Jetzt brachte Schott zur nächsten Probe auch noch eine Reitpeitsche mit. Da er aber reinlichst sang, konnte von Bülow nichts machen. Schott entschuldigte sich damit, das Pferd sei vor den Proben noch nie auf einer Bühne gewesen, woher seine Unruhe gerührt habe.

Im September 1879 kam es bei einer Lohengrin-Probe zum Eklat. Als Schott nach Bülows Ansicht unrhythmisch sang, warf dieser, wie er es in der Erregung zu tun pflegte, den Taktstock weg und soll gerufen haben: »Das ist ja kein Schwanen-, sondern ein Schweineritter!« Die angestellte Untersuchung ergab nicht, ob der Satz tatsächlich gefallen war, aber Bülow konnte sich nicht mehr halten und verließ am 3. November 1879 Hannover.<sup>15</sup> Wenn Schott geglaubt hatte, nun könne er den Ton angeben, so sah er sich getäuscht. Auch Bülows Nachfolger Ernst Frank trat Schott, wo es nötig war, entgegen, und nun war es Schott, der 1881 um seine Entlassung einkam, die ihm auch gewährt wurde. Bei dieser Entscheidung spielte mit, dass der damals 35-jährige Anton Schott im Februar 1881 die im fränkischen Rangau gelegene Burg Abenberg (südlich von Nürnberg) aus einer Konkursmasse für 18 000 Mark gekauft hatte. Hier wollte er jetzt ohne festes Engagement leben und nur noch Gastrollen übernehmen.

Die interessante Burg, deren Turnieranger bereits Wolfram von Eschenbach (1170–1220) in seinem Heldenepos »Parsival« verewigt hat, schenkte er seiner Frau Laura, die überall hin wollte, nur nicht nach Bayern, »damit sie nichts mehr dagegen machen konnte«. Er hatte sich zu dem Kauf spontan entschlossen, als er in der ziemlich heruntergekommenen Burg eine alte Kanone entdeckte, die Zubehör war. »Das wird gekauft!« soll der Artillerist ausgerufen haben.

Im Sommer 1881 begannen die Umbauarbeiten und im Februar 1882 wurde in das alte Gemäuer eingezogen. Den Verkauf des Hauses in Hannover und den Umzug von dort ins Frankenland musste im wesentlichen Anton Schotts Schwägerin Ida von Schroeder, nur mit unzulänglichen Vollmachten und Anweisungen ausgerüstet, besorgen, weil der Kammersänger mit seiner Gattin in London weilte, wohin er sich für einige Zeit verpflichtet hatte. Einzeln mussten die Möbel den Burgberg hinaufgetragen werden, weil dieser nicht zu befahren war. Im ersten Obergeschoss waren die Zimmer nur notdürftig eingerichtet. Die Öfen rauchten entsetzlich und überall wurde noch gebaut, als Anton und Laura aus London zurückkehrten. Sie hatten ihre Rückkunft einen Tag vorher durch ein Telegramm angekündigt. Anton Schott, der Burgherr und Rittergutsbesitzer, entschloss sich nicht nur, große Weinfässer in die wiederentdeckten Keller zu legen und sie mit Wein zu füllen, sondern auch etwa 2000 Obstbäume zu pflanzen, Hopfenpflanzungen anzulegen und schließlich einen Turm, den späteren Schottenturm, im »Nürnberger Stile« und eine Kapelle zu bauen – die Kapelle, damit seine Frau Laura nicht immer nach Dürrenmungenau wandern oder fahren musste, um am protestantischen Gottesdienst teilzunehmen. Er wurde zum Arbeitgeber vieler Abenberger Bürger.<sup>16</sup>



*Burg Abenberg, Gemälde von August Lohr.  
Im Vordergrund sind Laura und Anton Schott beim gemeinsamen Ausritt dargestellt.*

Außerdem brachte der unruhige Mann die Elektromöopathie und eine gewaltige Begeisterung für sie mit nach Abenberg und befahl seiner Schwägerin Ida von Schroeder, sie anzuwenden. Folgsam bereitete Ida von Schroeder Arzneien und Salben nach den Weisungen Anton Schotts, besuchte das kranke arme Landvolk und konnte beachtliche Heilerfolge verzeichnen, was ihr selbst nie begreiflich war. Dies ging im Einvernehmen mit dem 80-jährigen Abenberger Arzt so lange gut, bis der Apotheker von Schwabach um seine Existenz zu fürchten begann, aufmuckte und drohte, er werde die kurpfuschende »Schöne vom Turm« samt dem alten Doktor verklagen, falls die Heilbehandlungen nicht aufhörten.

Am Tage, ehe Anton und Laura Schott zu einem Gastengagement des Kammer-sängers nach Amerika reisten – es war im November 1884 oder 1885 –, wurde die Kapelle mit allerhand Theaterdonner eingeweiht. Ida von Schroeder schreibt darüber: »Ich muss mich noch heute wundern, was alles an Geistlichkeit dazu kam. Der Prälat, der Dekan und eine Anzahl Geistliche. Der weltliche Bezirksvorstand telegrafierte in letzter Stunde ab. Er war zwar protestantisch, wollte es aber mit den Katholiken nicht verderben. Ein Zug durch das Städtchen hätte meiner Meinung nach vermieden werden sollen, es war eine unnötige Reizung der Bevölkerung. An der geschlossenen Tür [der Kapelle] stand Anton in Artilleriehauptmannsuniform, dem Ella [Eleonore,



*Der von Anton Schott auf Burg Abenberg erbaute Turm,  
im Volksmund »Schottenturm« genannt.*

die älteste Tochter] den auf einem roten Samtkissen liegenden Schlüssel übergab, den er dann mit einer Rede weitergab. Ich glaube, der Pfarrer von Dürrenmungenau, Hänsolt, schloss auf. Nach der Predigt, die wir im Schlossstuhl anhörten, war heiliges Abendmahl. Ach es war so viel Komödie!«

Von Abenberg aus unternahm Anton Schott seine Gastreisen. Er sang am Nürnberger Stadttheater und wurde dort fast vergöttert. Besonders eindrucksvoll muss er in seiner Paraderolle als Rienzi gewesen sein, wenn er auf prächtigem Schimmel auf die Bühne ritt. Als der Schimmel verendete, ließ er ihn im Schlosspark von Abenberg begraben. Waren die Schotts nicht auf Reisen, führten sie auf der Burg ein großes und gastfreies Haus. Fürstlichkeiten und bedeutende Persönlichkeiten kamen zu Besuch und trugen sich ins Gästebuch ein, z.B. die Herzogin Marie von Mecklenburg-Schwerin mit Tochter Elisabeth und Stiefsohn Paul Friedrich, der Militär- und Genremaler Louis Braun, der Maler Wilhelm Beckmann, der Dramatiker und Theaterhistoriker Max Martersteig oder der Physiker Ernst Pringsheim, der Onkel von Katja Pringsheim, der späteren Ehefrau Thomas Manns. Das Gästebuch konnte unlängst von der Gemeinde Abenberg erworben werden.<sup>17</sup>

Im April 1882 sang Anton Schott erstmals nach seinem Wegzug wieder in Hannover. Als Masaniello in der Oper »Die Stumme von Portici« von Daniel Francois Esprit Auber hatte er mit den Worten aufzutreten: »Seid Brüder mir begrüßt!« Weiter kam er nicht, denn ein solcher Regen von Blumen und Kränzen ging auf ihn nieder und das Publikum machte ihm solche Ovationen, dass die Handlung unterbrochen werden musste. Jemand rief: »Willkommen im Grünen!« Dann fing alles aufs neue an. Blumen und Kränze wurden weggebracht und Schott bereitete sich vor, nochmals zu beginnen. Da rief eine andere Stimme: »So, nun singen Sie man los!«<sup>18</sup> Dies zeigt, wie außerordentlich beliebt Schott bei den Hannoveranern war.

Schon 1879 hatte er in London gesungen, 1880 sang er in »Her Majesty's Theatre« den Titelhelden in Wagners »Rienzi«, den »Lohengrin« und 1882 den »Tannhäuser«. Auch in Amerika feierte Anton Schott Erfolge. Im August 1884 war Leopold Damrosch, ein deutscher Emigrant, der zwölf Jahre zuvor aus Breslau gekommen war, beauftragt worden, eine Spielzeit mit deutscher Oper an der Metropolitan Opera in New York durchzuführen. Bereits am 17. November eröffnete er die Spielzeit mit einem Ensemble, das er sich in Deutschland zusammengerufen hatte. Ihm gehörten neben Anton Schott unter anderem die berühmte Amalie Materna, Adolf Robinson und Marianne Brandt (eigentlich Marie Bischof), die erste Bayreuther Kundrie, an.

Dem »Tannhäuser« und dem »Lohengrin«, jeweils mit Anton Schott in der Titelrolle, folgte die »Walküre«. Sie geriet zur Sensation. Die Besetzung war auch herausragend: Amalie Materna begeisterte als Brunhilde, Auguste Kraus als Sieglinde und Anton Schott als Siegmund. Unmittelbar nach Schluss der Spielzeit brach das Ensemble zu Gastspielen nach Chicago, Cincinnati und Boston auf. Weil die Met, die in der Rechtsform einer Aktiengesellschaft geführt wurde, trotz dieser Erfolge Verluste machte, überlegten die Aktionäre, wie es weitergehen sollte. Da erbot sich Anton Schott, die Oper zu übernehmen. Als ehemaliger Offizier traute er sich zu, alle zu kommandieren. Sein Angebot, das als neuen musikalischen Leiter Anton Seidl vorsah, versuchte er dadurch reizvoller zu machen, dass er drohte, mitsamt dem Ensemble zur Academy of Music, gewissermaßen zum Konkurrenzunternehmen, überzulaufen, falls man es zurückweisen sollte. Schotts Vorschlag wurde gleichwohl abgelehnt, weniger, weil er missfiel, als wegen der Art und Weise, wie er vorgebracht worden war.<sup>19</sup>

Eine weitere deutsche Spielzeit an der Met begann am 8. November 1886. Anton Seidl holte dazu Anton Schott zurück. Im Februar veranstaltete Walter Damrosch, der Sohn des im Februar 1885 verstorbenen Leopold Damrosch, eine halbszenische Aufführung der »Walküre« in der Carnegie Hall mit Amalie Materna, Anton Schott und Emil Fischer. Der Erfolg war so groß, dass Anton Seidl die Met für Aufführungen der »Götterdämmerung« und des »Tannhäuser« mietete.<sup>20</sup>

Bereits 1882 hatte Schott an der großen Tournee mit Angelo Neumanns wanderndem Wagner-Theater teilgenommen mit umjubelten Ring-Aufführungen in Dänemark, Holland, Belgien, England, Österreich, Italien und verschiedenen Städten Deutschlands. 1889 folgten Auftritte in Russland und dort insbesondere in St. Petersburg, Moskau und Kiew. Das Wagner-Theater und Anton Schott ernteten reichen Beifall. Außerdem sang Schott auch wieder in Schwerin. Vom 7. Oktober 1891 liegt eine Depesche des Hoftheaters Schwerin an Herrn Rittergutsbesitzer Anton Schott in Abenberg vor: »Würden Sie bereit sein, am Sonntag elften Oktober hier als Rienzi zu gastieren? Generalprobe müsste am Sonnabend Nachmittag stattfinden. Welches Honorar? Ledebur.« Schott drahtete am selben Tag zurück: »Sehr gerne, wäre wegen weiter Reise zweimal nicht möglich? Honorarfrage wie früher oder wie es passt, voraus einverstanden. Freue mich ungemein. Schott.« Schott war dann dort vom 13. Oktober bis 23. November 1891 engagiert.<sup>21</sup>

Es ist beklagenswert, dass die Stimme Anton Schotts nicht konserviert ist. So mögen einige Rezensionen seines künstlerischen Wirkens helfen, dieses Manko wettzumachen.<sup>22</sup>

»Anton Schott ist im Besitz von Stimmmitteln, die gewaltig und bedeutend zu bezeichnen sind, die Kraft und Fülle des Tones sind imponierend, die Ausdrucksmittel unerschöpflich reich, der Sänger verfügt über die an ihm allseitig gerühmte vornehme ruhige Tonbildung.« (Vossische Zeitung Berlin 1890)

»Der Künstler hat die schöne und seltene Gabe einer vorzüglichen Phrasierung von Wort und Ton, eine durchweg durchgeistigte Auffassung und noble Repräsentation seiner Partie.« (Berliner Lokalanzeiger 1890)

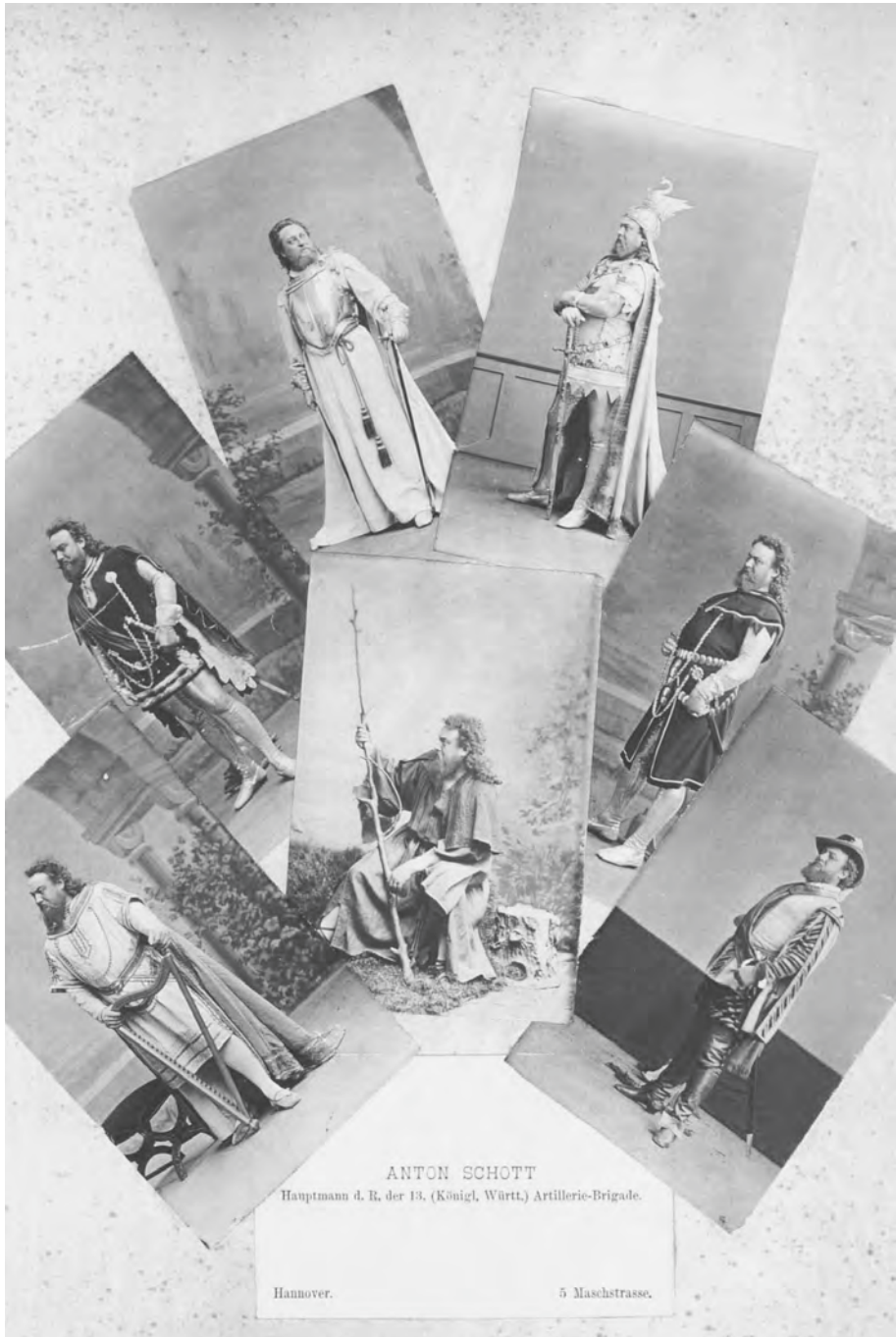
»Sein Siegmund [in der »Walküre«] ließ die ganze bedeutende künstlerische Kraft des Herrn Schott erkennen; in Wesen, Erscheinung, Gesang und Spiel zeichnete sich die Leistung durch hervorragende Eigenschaften aus; sie blieb frei von Übertreibungen, hauptsächlich gesanglichen, die Anlage des ganzen war eine bedeutende und die Aufführung darf eine glänzende genannt werden.« (Berliner Börsen-Courier 1890)

»Herr Schott erfüllt als Künstler und als Mensch alle Nebenbedingungen zur wirksamen Verkörperung der Wagnerischen Heldengestalten, dramatische Energie, künstlerische Intelligenz, eine hohe reckenhafte Erscheinung und ein kraftgesättigtes Organ von echtem Tenorklang, an welchem die gewaltige Brandung des Wagnerischen Orchesters machtlos zerschellt.« (Berliner Börsenzeitung 1890)

»Als die herrliche Komposition Schumanns (»Die beiden Grenadiere«) bei den Worten »dort will ich liegen« usw. in die Klänge der Marseillaise hinüberleitete, da entfaltete sich Schotts ohnehin herrliches Organ zu vollster Kraft und ein Nervenschauer ging durch die Zuhörerreihen, als im Geiste des Grenadiers der Kaiser über sein Grab ritt und der treue Soldat gewappnet aus demselben emporsteigt, den Kaiser, seinen Kaiser, zu schützen. Minutenlanger Applaus und dreimaliger Hervorruf lohnten den Künstler.« (Breslau)

»Anton Schotts Konzerttournee fand den schönsten Schluss dadurch, dass der Künstler die Ehre hatte, vor der Kaiserin seine Kunst zu beweisen. Er war am Montag, abends 9 Uhr, von der Kaiserin in das Neue Palais befohlen worden. Anwesend waren





*Anton Schott in verschiedenen Tenor-Rollen.*

daselbst ca. 30 Personen. Die Vorträge des Künstlers dauerten fast eineinhalb Stunden. Herr Schott sang mehrere seiner Glanznummern. Die Kaiserin äußerte sich dem Künstler gegenüber sehr anerkennend und in liebenswürdiger Weise.« (Potsdam).

»Als nach dem ›Wohlauf noch getrunken‹, dem letzten Liede des Programms, der Beifallsruf sich nicht legen wollte, gab der Künstler noch etwas zu: ›Deutschland, du herrliche Siegesbraut‹. Das schmetterte er hinaus mit einer Kraft und einem Jauchzen gleich einem dröhnenden Schlachtruf.« (Danzig 1893)

Anton Schott war in Amerika auch als Pädagoge tätig und leitete ein Konservatorium in Chicago. 1900 ließ er sich wieder in Deutschland nieder, und zwar in Stuttgart, wo er als Musik- und Gesangslehrer tätig war und auch in Konzerten auftrat. Nach Amerika reiste er aber mindestens noch ein Mal. 1910 quartierte er sich nämlich nach einer Amerikareise bei seiner Schwägerin Ida Feldweg geb. von Schroeder und deren Mann für einige Monate im Pfarrhaus in Jesingen ein. Dort angelte er in der Lindach, las aus seinen Schriften und Aufzeichnungen vor, die leider nicht mehr auffindbar sind, und sang in Haus und Kirche. Es gesellte sich ihm immer wieder eine Dame zu, Miss Strout, wobei Unklarheit herrschte, ob diese seine illegitime Tochter oder seine Geliebte war. Sie war auch in der Stunde seines Todes bei ihm. Ferner zeigte sich die schon einmal erwähnte Hofdame von Stenglin aus Schwerin öfter, als es den Verwandten lieb war.<sup>23</sup> Die letzte Wohnung Schotts in Stuttgart war Gänsheidestraße 35a/2, in der zuvor der Maler und Bildhauer Melchior von Hugo gelebt hatte.

Die Ehe Anton Schotts mit Laura war, wie zu sehen ist, zerbrochen. Die zwei Ehegatten lebten seit vielen Jahren getrennt und Anton kam nur noch selten nach Abenberg, wo er Vögel zu jagen pflegte. Dort hatte inzwischen Laura über die örtliche Stadtpatronin Stilla, die in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts lebte und 1927 selig gesprochen wurde, ein Festspiel geschrieben, das 1902 im Rahmen der 1898 begonnenen »Abenberger Festspiele« uraufgeführt wurde.<sup>24</sup>

Aus der Ehe Anton Schotts mit Laura sind vier Kinder hervorgegangen: die 1874 in Berlin geborene Eleonore, die den Konsul Adolf Weber heiratete und in den USA lebte; der 1875 in Schwerin geborene Eduard, der am 14. März 1945 bei einem Luftangriff auf Neckarsulm ums Leben kam; der 1878 in Hannover geborene Otto, der 1914 als Hauptmann in Polen fiel und dessen Leichnam nach Ludwigsburg auf den »Alten Friedhof« übergeführt wurde, wo sein Grabstein noch zu sehen ist; schließlich die 1883 auf Abenberg geborene Ida, die den Schriftsteller Paul Krasnopolski heiratete und in Prag und Graz lebte. Nur Eduard Schott hatte aus seiner Ehe mit Emma Eisemann Nachkommen, nämlich die kinderlosen Otto Schott und Paula Schott, die im März 1957 Georg Wilhelm Schultz in den USA heiratete.

Wie schon angeführt, starb 48 Stunden nach Anton Schott seine Gattin Laura auf Abenberg und die Asche Antons und der Leichnam Lauras wurden am 13. Januar 1913 auf dem »Alten Friedhof« in Ludwigsburg beigesetzt. Die Nichte Anton Schotts, Ida Paret geb. Feldweg, schreibt über das Ereignis: »Wir fuhren [vom Bahnhof] gleich zum Friedhof, wo schon alle Offiziere des 121. Regiments und die Regimentsmusik waren, die vor der Feier, dann während man zum Grab ging, und zum Schluss, als wir am Grab vorübergingen, spielte. Nach der Feier, die wir mit tiefem Schmerz und Wehmut begingen, reisten wir nach Stuttgart zurück. Abenberg wird jetzt verkauft und damit ist viel Schönes vorübergegangen, oder ist es jetzt schon. Das Heimweh nach den Lieben wird nie zu stillen sein.«<sup>25</sup>

So waren die Ehegatten, deren Ehe letztlich nicht glücklich verlief, im Tode wieder vereint. Aber das gefiel den Freundinnen Anton Schotts nicht. Ohne die

Schroedersche Familie zu fragen, entfernten sie in einer Nacht-und-Nebel-Aktion das große eiserne Kreuz mit den Namenstafeln vom Familiengrab und setzten Anton Schott ein besonderes Denkmal: den eingangs erwähnten hohen Granitblock mit dem Bronzerelief des Sängers. Das Relief stammt von Luise Donndorf, der Tochter und Schülerin des berühmten Bildhauers Prof. Adolf von Donndorf (1835–1916), der von 1876 bis 1910 an der Stuttgarter Kunstakademie wirkte.<sup>26</sup>

### Anmerkungen

- 1 Neues Tagblatt Stuttgart 7./9.1.1913.
- 2 Ida Feldweg geb. von Schroeder (1858–1930): Mein Leben (Handschrift; Typoskript von ihrer Tochter Ida Paret geb. Feldweg).
- 3 Ebd.; Paul Kopf: Anselm Schott. Übersetzer des römischen Messbuches. 1843–1896, in: Lebensbilder aus Schwaben und Franken 17 (1991); Alois Dangelmaier: P. Anselm Schott, der Mensch, Priester und Liturge, Krummwälden 1971.
- 4 Evangelische Kirchengemeinde Schwieberdingen, Familienregister Bd. II., Blatt 138.
- 5 Kopf (wie Anm. 3); Dangelmaier (wie Anm. 3).
- 6 Ludwigsburger Zeitung 10.1.1913.
- 7 Paul Dorsch: Kriegszüge der Württemberger im 19. Jahrhundert, Calw/Stuttgart 1913; Hauptstaatsarchiv Stuttgart M 430/1 Bü 2493; Walter Treiber: Die Brüder Ferdinand und Karl von Varnbüler, in: Hie gut Württemberg 49 (1998) S. 21–23.
- 8 Nach Angaben von Prof. Dr. Paul Sauer, Tamm.
- 9 Anton Schott: Eine Erinnerung aus dem Wilden Westen und – Göppingen. in: Neues Tagblatt Stuttgart 1895.
- 10 Hauptstaatsarchiv Stuttgart M 430/1 Bü 2493.
- 11 Anton Schott: Hie Welf! Hie Waibling! Streitfragen auf dem Gebiete des Gesanges vom Standpunkt eines singenden Darstellers, Berlin 1904.
- 12 Dorsch (wie Anm. 7); Ludwigsburger Zeitung 24.3.1876.
- 13 The New Grove Dictionary of Opera (Anton Schott), London/New York 1992.
- 14 Landeshauptarchiv Schwerin (Akten des Mecklenburgische Staatstheaters: Act-No.1–46, 49, 50–55, 57–62, 65, 69; Spemanns Goldenes Buch der Musik (Nr. 1252), Berlin/Stuttgart 1909.
- 15 Erich Rosendahl: Geschichte der Hoftheater in Hannover und Braunschweig, in: Niedersächsische Hausbücherei, Bd. 1, Hannover 1927, S. 126 ff.; Henry Edward Krehbiel: Chapters of Opera, New York 1980, S. 145 f.
- 16 Franz Kornbacher: Burg Abenberg. Eine Festung mit wechselvoller Geschichte, in: Heimatkundliche Streifzüge. Schriftenreihe des Landkreises Roth, Bd. 3 (1984) S. 4–23.
- 17 Das Gästebuch. Museen Burg Abenberg.
- 18 Darüber hat Anton Schott selbst eine Notiz gefertigt, die in der Presse veröffentlicht wurde; Neues Tagblatt Stuttgart 6.2.1913.
- 19 Krehbiel (wie Anm. 15); Carl H. Hiller: 100 Jahre Met. Oper in der Neuen Welt, München 1983, S. 89–96, 101, 123.
- 20 Ebd.
- 21 Landeshauptarchiv Schwerin (wie Anm. 14).
- 22 Das Folgende zitiert nach einer gedruckten Sammelnotiz in den Papieren Ida Feldwegs.
- 23 Nach Tagebuchnotizen von Ida Paret geb. Feldweg (1894–1969).
- 24 Kornbacher (wie Anm. 16).
- 25 Wie Anm. 23.
- 26 Oscar Paret: Erinnerungen an alte Ludwigsburger, in: Hie gut Württemberg 17 (1966), S. 5–7.